

Malik Sharif

# **Sinn und Unsinn intradisziplinärer Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen in der Musikwissenschaft**

Beitrag zur Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung Halle/Saale 2015 –  
Musikwissenschaft: die Teildisziplinen im Dialog«

Veröffentlicht unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0  
© 2016 | Schott Music GmbH & Co. KG

**gfm**  
GESELLSCHAFT FÜR  
MUSIKFORSCHUNG

Malik Sharif

## Sinn und Unsinn intradisziplinärer Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen in der Musikwissenschaft

Die Musikwissenschaft wurde seit ihrer akademischen Institutionalisierung am Ende des 19. Jahrhunderts von Debatten über zwei metamusikologische Fragekomplexe begleitet:<sup>1</sup>

(1) Wie soll die Musikwissenschaft sinnvollerweise intradisziplinär ausdifferenziert sein und wo liegen ihre Grenzen nach außen?

(2) Wie ist das Verhältnis der musikwissenschaftlichen Teildisziplinen zueinander? Sind sie alle gleichbedeutend oder sind manche Teildisziplinen wichtiger bzw. grundlegender als andere? Arbeiten sie parallel und unabhängig voneinander oder sind die Teildisziplinen notwendigerweise auf die Ergebnisse der anderen angewiesen? In welchem Ausmaß muss sich die Zusammenarbeit zwischen den Teildisziplinen bewegen?

Klassische und wohlbekannte Beiträge aus der Frühzeit der akademisch institutionalisierten Musikwissenschaft stammen etwa von Guido Adler, Hugo Riemann oder Waldo S. Pratt.<sup>2</sup> Aufgrund des stetigen Wandels der musikwissenschaftlichen Forschung haben solche Fragen aber auch am Beginn des 21. Jahrhunderts nichts an Brisanz verloren und sind immer noch Gegenstand der metamusikologischen Diskussion.<sup>3</sup>

Meinen folgenden Beitrag zu dieser Debatte möchte ich als eine Art Thesenpapier verstanden wissen, welches weniger vollkommen ausgefeilte Argumente und Untersuchungsergebnisse präsentiert, sondern vielmehr Anstöße für weitere Diskussionen liefern soll. In keinem Fall verfolgt es den Anspruch ein neues »Gesamtgebäude«<sup>4</sup> der musikwissenschaftlichen Disziplinen vorzustellen. Meine Überlegungen kreisen vielmehr um die faktische interne Ausdifferenzierung des nach ca. 150 Jahren institutionalisierter Entwicklung nurmehr abstrakt zu fassenden Gesamtfachs Musikwissenschaft.

Ich möchte in diesem Beitrag der Frage nachgehen, inwiefern die musikwissenschaftsinternen Grenzziehungen und Arbeitsteilungen sinnvoll sind und inwiefern Bemühungen, diese Grenzziehungen kooperativ zu überbrücken oder gar aufzulösen, sinnvoll, produktiv und gerechtfertigt sind. Dem Titel des Symposiums der Fachgruppe Systematische Musikwissenschaft folgend (»INTRADisziplinäre Ansätze der Musikforschung«), konzentriere ich mich bewusst auf Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen zwischen

---

<sup>1</sup> Metamusikologie/metamusikologisch meint hier die Beschäftigung mit wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Fragen der Musikwissenschaft, mit der Philosophie der Musikwissenschaft. In diesem Sinne wird der Ausdruck beispielsweise auch von Richard Taruskin und Christopher Ballantine verwendet. Vgl. Richard Taruskin, *Text and Act: Essays on Music and Performance*, New York 1995, S. 195; ders., *On Russian Music*, Berkeley 2009, S. 16; Christopher Ballantine, »Social and Philosophical Outlook in Mozart's Operas«, in: *The Musical Quarterly* 67/4 (1981), S. 507.

<sup>2</sup> Guido Adler, »Umfang, Methode und Ziel der Musikwissenschaft«, in: *Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft* 1/1 (1885), S. 5–20; Hugo Riemann, *Grundriß der Musikwissenschaft*, Leipzig 1908, S. 16; Waldo S. Pratt, »On Behalf of Musicology«, in: *The Musical Quarterly* 1/1 (1915), S. 1–16.

<sup>3</sup> Um nur einige ausgewählte, unterschiedlich positionierte Beispiele zu nennen: Kevin Korsyn, *Decentering Music: A Critique of Contemporary Musical Research*, Oxford 2003; Richard Parncutt, »Systematic Musicology and the History and Future of Western Musical Scholarship«, in: *Journal of Interdisciplinary Music Studies* 1/1 (2007), S. 1–32; Nicholas Cook, »We are All (Ethno)musicologists Now«, in: *The New (Ethno)musicologies*, hrsg. von Henry Stobart (*Europe: Ethnomusicologies and Modernities* 8), Lanham 2008, S. 48–70; Georgina Born, »For a Relational Musicology: Music and Interdisciplinarity, Beyond the Practice Turn«, in: *Journal of the Royal Musical Association* 135/2 (2010), S. 205–243; Michael Walter, »Musikwissenschaft und ihr Gegenstand«, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 69/4 (2012), S. 293–303.

<sup>4</sup> Vgl. Adler, »Umfang, Methode und Ziel der Musikwissenschaft«, S. 16f.

Disziplinen, die im engeren Sinne als Teil der Musikwissenschaft angesehen werden, bzw. auf Personen-  
gruppen, die sich in irgendeiner Weise der musikwissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig fühlen. Ich  
denke hier an Disziplinen wie die Musikpsychologie, die Ethnomusikologie oder die Historische Musik-  
wissenschaft. Ich klammere also der Einfachheit halber bewusst musikbezogene Forschung aus, die in  
nicht im eigentlichen Sinne musikwissenschaftlichen Disziplinen und Forscher\_innengemeinschaften  
stattfindet, wie beispielsweise in der allgemeinen Soziologie oder der allgemeinen Geschichtsforschung.  
Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Gründung der Fachgruppe »Musikwissenschaft im inter-  
disziplinären Kontext« bei der Jahrestagung 2015 der Gesellschaft für Musikforschung verweisen, die sich  
verstärkt diesem Themenkomplex widmen möchte.

Die im Folgenden geäußerten Gedanken basieren auf meinen Erfahrungen der vergangenen zehn Jahre  
als Student, Nachwuchswissenschaftler und vor allem auch als Mitglied verschiedener Gremien der uni-  
versitären Selbstverwaltung, insbesondere auch in der Curriculakommission eines theoretisch, gegenständ-  
lich und methodisch stark diversifizierten musikwissenschaftlichen Studiengangs. Hinzu kommt meine  
Auseinandersetzung mit Fragen der Metamusikologie bzw. der Philosophie der Musikwissenschaft im  
Rahmen früherer Publikationen und insbesondere auch in meiner im Entstehen begriffenen Dissertation  
über Charles Seegers Metamusikologie und ihrer Relevanz für die musikwissenschaftliche Forschung am  
Beginn des 21. Jahrhunderts.<sup>5</sup>

### **Musikwissenschaft als Einheit und Vielheit**

Punk-, Hardcore- und Metalbands besingen oft das Szeneideal der Unity, das Ideal des sozialen und ide-  
ologischen Zusammenhalts, welcher die Szenemitglieder jenseits der szeneeigenen stilistischen Vielfalt  
vereint. Ich vermute, dass ein vergleichbares Ideal auch bei der Festlegung des Symposiumsthemas »INT-  
RADisziplinäre Ansätze der Musikforschung« eine Rolle spielte. Anders als bei besagten Diskursen inner-  
halb von Musikszenen, wo »Unity« oft einen reaktionären, männerbündlerischen und antipolitischen Bei-  
geschmack hat, kann ich im musikwissenschaftlichen Kontext einem solchen Ideal durchaus etwas abge-  
winnen. Wenn wir ohne wissenschaftliche Brille Musik spielen, improvisieren, komponieren oder hören,  
erleben wir sie als ein ganzheitliches und vielschichtiges Phänomen, welches begriffliche Dimensionen  
wie individuell-sozial, kognitiv-affektiv, objektiv-subjektiv, Struktur-Prozess, Vergangenheit-Gegenwart-  
Zukunft in einem Erlebnis vereint bzw. auflöst. Sobald wir uns aber der wissenschaftlichen Erforschung  
dieser Komplexität zuwenden, sind wir gezwungen, auf bestimmte Aspekte zu fokussieren und andere  
Aspekte zu vernachlässigen. Angesichts des Umstands, dass Musikwissenschaftler\_innen endliche Wesen  
sind, stellt sich dieses Fokussieren als Notwendigkeit dar. Es ist uns schlicht nicht möglich, alle Aspekte  
von Musik zugleich zu untersuchen und die Untersuchungsergebnisse in eine angemessene sprachliche  
Form zu bringen. Die sprachliche Darstellung musikalischer Sachverhalte, die für Musikwissenschaft es-  
senziell ist, birgt zusätzlich immer die Gefahr in sich, musikalisches Erleben durch die gegebenen sprach-  
lichen Strukturen und Prozesse systematisch verzerrt darzustellen, indem begrifflich unterschieden wird,  
was im musikalischen Erleben eins ist, wobei Musik allerdings zu einem wesentlichen Teil das ist, als was  
wir sie erleben. Dieses Problem ist ein gegebener Aspekt des »Linguocentric Predicament«, auf welches

---

<sup>5</sup> Vgl. Malik Sharif, »Gemeinsam-Werden statt Gemeinschaft-Sein: Essay über die disziplinäre Einheit der Musikwissenschaft«, in: *Umfang, Methoden und Ziele der Musikwissenschaften. Ausgewählte Beiträge vom 25. internationalen Symposium des Dachverbands der Studierenden der Musikwissenschaft – Graz 2012*, hrsg. von Malik Sharif u. a., Wien 2013, S. 42–61. ders., »A Dialectical Approach to Music History« revisited: Wege zu einer kollaborativen Praxis globaler Musikhistoriographie«, in: *Musikhistoriographie(n). Bericht über die Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Musikwissenschaft Wien – 21. bis 23. November 2013*, hrsg. von Michele Calella u. a., Wien 2015, S. 47–66.

Charles Seeger hingewiesen hat und das eine erkenntnistheoretische Voraussetzung musikwissenschaftlicher Forschung darstellt.<sup>6</sup>

Die individuelle Notwendigkeit zur Fokussierung und begrifflichen Unterteilung musikalischer Phänomene spiegelt sich zumindest teilweise in der intradisziplinären Ausdifferenzierung der Musikwissenschaft wider. Innerhalb der Teildisziplinen finden diejenigen Forscher\_innen zueinander, die einen ähnlichen Forschungsfokus haben, sich also beispielsweise für die historische Entwicklung von Musik interessieren oder die Wechselbeziehung von menschlicher Psyche und Musik erforschen möchten. Hinter Systematiken und Programmatiken musikwissenschaftlicher Disziplinarität, wie sie exemplarisch von Adler, Riemann, Seeger und zahlreichen anderen Autor\_innen im Laufe der Geschichte der Musikwissenschaft entwickelt wurden, steht die Hoffnung, dass durch eine rationale Koordinierung der unvermeidbaren musikwissenschaftlichen Arbeitsteilung letzten Endes doch ein synthetisches wissenschaftliches Verstehen von Musik als ganzheitlichem Phänomen hervorgebracht werden kann.

Es ist offenkundig, dass eine solche integrierte und systematisch koordinierte arbeitsteilige Erforschung von Musik faktisch nicht annähernd flächendeckend stattfindet, womit nicht ausgeschlossen werden soll, dass sich individuelle Forscher\_innen von solchen programmatischen Überlegungen leiten lassen. Genauso wenig kann man jenseits von individuellen bzw. institutionell stark begrenzten Initiativen von größeren koordinierten Bemühungen sprechen, die Forschungsergebnisse der verschiedenen Disziplinen in ein synthetisches Verstehen von Musik zu überführen. Es gibt zahlreiche mehr oder weniger gut institutionalisierte musikwissenschaftliche Disziplinen, von denen etliche ein hohes Ausmaß an Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit erreicht haben. Innerhalb solcher Disziplinen ist es aufgrund der herrschenden Ordnung des Diskurses weder notwendig noch aus Klugheitserwägungen ratsam, disziplinäre Grenzziehungen allzu offensiv zu überschreiten. Wer beispielsweise als historische Musikwissenschaftler\_in oder als Ethnomusikolog\_in Karriere machen will, sollte nach Möglichkeit auch als solche\_r erkennbar sein. Das heißt, die entsprechende Person sollte sich vorrangig auf Theorien, Methoden und Forschungsgegenstände beziehen, die innerhalb der gewählten Disziplin akzeptabel sind und nur in kleinen Schritten das diskursiv Erlaubte erweitern. Wer allzu grenzüberschreitend denkt und arbeitet, betreibt vielleicht – keinesfalls notwendigerweise – ausgezeichnete Forschung, läuft aber Gefahr, weder in der einen, noch in der anderen Disziplin akzeptiert zu werden und bei der Besetzung von Stellen als »nicht hinreichend ethnomusikologisch« oder »nicht hinreichend historisch-musikwissenschaftlich« durchs disziplinäre Sieb zu fallen.

### **Musikwissenschaftliche Multidisziplinarität**

Allein schon aus den genannten Gründen ist es naheliegend in der Musikwissenschaft von einem Zustand von Multidisziplinarität zu sprechen, von einem mehr oder weniger konfliktfreien und wohlwollend desinteressierten Nebeneinanderher-Forschen zu unterschiedlichen Musiken und musikalischen Teilaspekten auf einer diversifizierten erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlage. Hinzu kommen weitere Grenzziehungen, die sich weniger aus wissenschaftslogischen Gründen methodischer oder inhaltlicher Fokussierung ergeben, sondern vielmehr aus nationalen und sprachlichen Grenzen. Mit Blick auf die

---

<sup>6</sup> Charles Seeger hat die erkenntnistheoretischen Probleme des »Linguocentric Predicament« über einen Zeitraum von über 50 Jahren in zahlreichen Publikationen immer wieder neu analysiert und auf Konsequenzen für musikwissenschaftliches Forschen und Schreiben abgetastet. Vgl. exemplarisch Charles Seeger, »Prolegomena to Musicology: The Problem of the Musical Point of View and the Bias of Linguistic Presentation«, in: *Eolus* 4/2 (1925), S. 12–24.

musikwissenschaftliche Realität scheint es in jedem Fall treffender zu sein, von Musikwissenschaften im Plural zu sprechen.<sup>7</sup>

Der Wissenschaftssoziologe Rudolf Stichweh hat folgenden Merkmalkatalog wissenschaftlicher Disziplinen vorgeschlagen:

»Zur Identifizierung und Charakterisierung einer ›Disziplin‹ verweisen wir typischerweise: 1) auf einen hinreichend homogenen Kommunikationszusammenhang von Forschern – eine ›scientific community; 2) auf einen Korpus wissenschaftlichen Wissens, der in Lehrbüchern repräsentiert ist, d.h. sich durch Kodifikation, konsentrierte Akzeptation und prinzipielle Lehrbarkeit auszeichnet; 3) eine Mehrzahl je gegenwärtig problematischer Fragestellungen; 4) einen ›set‹ von Forschungsmethoden und paradigmatischen Problemlösungen; 5) eine disziplinspezifische Karrierestruktur und institutionalisierte Sozialisationsprozesse, die der Selektion und ›Indoktrination‹ des Nachwuchses dienen.«<sup>8</sup>

Mit Blick auf diese Definition ließe sich sagen, dass die Ausdifferenzierung der Musikwissenschaften mitunter so weit fortgeschritten ist, dass man beispielsweise bei der Zusammenarbeit eines Ethnomusikologen mit einem Musikpsychologen, wie etwa zwischen Henry Stobart und Ian Cross,<sup>9</sup> von einer tatsächlich schon *interdisziplinären* Zusammenarbeit sprechen müsste, nicht nur von *intradisziplinärer* Zusammenarbeit. Stichwehs Kriterien werden sowohl von Ethnomusikologie als auch Musikpsychologie unabhängig voneinander erfüllt, wohingegen Überschneidungen eher gering sind. Als intradisziplinär ließe sich sinnvollerweise beispielsweise noch die Zusammenarbeit einer eher musikanalytisch ausgerichteten Ethnomusikologin mit einem eher kulturanthropologisch ausgerichteten Ethnomusikologen bezeichnen.

Wissenschaftssoziologen wie Stichweh haben ferner festgestellt, dass Teildisziplinen einer Großdisziplin mitunter Teildisziplinen anderer Großdisziplinen näher stehen, als Teildisziplinen der eigenen Großdisziplin.<sup>10</sup> Zweifellos stehen beispielsweise historische Musikwissenschaftler\_innen allgemeinen Kultur- und Sozialhistoriker\_innen theoretisch, methodologisch und inhaltlich mitunter näher als Vertreter\_innen anderer Musikwissenschaften, über deren Verhältnis zu anderen nicht-musikwissenschaftlichen Disziplinen sich wiederum ähnliches sagen ließe. In jedem Fall lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass die Grenzen zwischen den Musikwissenschaften nicht notwendigerweise leichter zu überwinden sind als jene zu Nicht-Musikwissenschaften. Insofern ist die Frage nach der musikwissenschaftsinternen Zusammenarbeit durchaus relevant und keinesfalls trivial oder nebensächlich.

Disziplinen und Forschung innerhalb gegebener disziplinärer Grenzen haben im aktuellen Diskurs generell einen schlechten Ruf. Disziplinen werden als Bremsen des wissenschaftlichen Fortschritts bezichtigt, als Hemmnisse wissenschaftlicher Kommunikation, als »Silos«, in denen Spezialwissen gesammelt und aufbewahrt wird und dadurch der Integration innerhalb größerer Erkenntniszusammenhänge entzogen wird.<sup>11</sup> Dementsprechend ist es beispielsweise beim Ansuchen um Fördergelder obligatorisch, sich zum interdisziplinären Blick über den disziplinären Tellerrand zu bekennen. Die Interdisziplinaritätstheoretikerin Julie Thompson Klein bezeichnet Interdisziplinarität als »mantra du jour«<sup>12</sup> der aktuellen Hochschul-

---

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Sharif, »Gemeinsam-Werden statt Gemeinschaft-Sein«, S. 46–51.

<sup>8</sup> Rudolf Stichweh, »Differenzierung der Wissenschaft«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 8 (1979), S. 83.

<sup>9</sup> Vgl. Henry Stobart und Ian Cross, »The Andean anacrusis? Rhythmic Structure and Perception in Easter Songs of Northern Potosí, Bolivia«, in: *British Journal of Ethnomusicology* 9/2 (2000), S. 63–92.

<sup>10</sup> Vgl. Stichweh, »Differenzierung der Wissenschaft«, S. 84.

<sup>11</sup> Für eine konzise Darstellung dieser und weiterer gängiger Kritikpunkte vgl. Jerry A. Jacobs, *In Defense of Disciplines. Interdisciplinarity and Specialization in the Research University*, Chicago 2013, S. 13–26.

<sup>12</sup> Julie Thompson Klein, *Creating Interdisciplinary Campus Cultures: A Model for Strength and Sustainability*, San Francisco 2010, S. 153.

und Forschungspolitik. Welche Konsequenzen solche Bekenntnisse zur Interdisziplinarität haben, sei zunächst dahingestellt.<sup>13</sup> Der aus der disziplinären Organisation von Forschung resultierende Status Quo der Multidisziplinarität steht jedenfalls im Verdacht einen riesigen Haufen kleinster bunter Steinchen zu produzieren, ohne dass daraus jemals ein Mosaik zusammengestellt werden würde. Im Falle der Musikwissenschaften wäre dies ein Mosaik, das das komplexe Phänomen Musik halbwegs adäquat und umfassend darstellen würde. In einem Nachglühen der poststrukturalistischen Hochkonjunktur der 1990er Jahre wird mitunter sogar Postdisziplinarität gefordert, also die Auflösung jeglicher theoretischer, methodologischer und inhaltlicher Verbindlichkeiten und Wissenskanones, die ein wesentliches Merkmal disziplinärer Differenzierung sind.<sup>14</sup> Für eine relativ klare multidisziplinäre Ausdifferenzierung der Musikwissenschaften zu argumentieren erscheint heute in jedem Fall als altmodisch und konservativ, und so findet sich auch kein Beitrag aus den vergangenen Jahren, der diesen Status Quo verteidigen würde.

Der sogenannte akademische Elfenbeinturm ist ein weiteres umstrittenes Thema in der Disziplinaritätsdebatte. Der Alternativentwurf zu selbstgenügsamer, sogenannter »Elfenbeinturm«-Forschung von Forscher\_innen für eine Forscher\_innengemeinde wird häufig als Transdisziplinarität bezeichnet, womit die Zusammenarbeit zwischen Akademiker\_innen und Nicht-Akademiker\_innen, meist in sozial engagierter Forschung, gemeint ist.<sup>15</sup> Unter Berücksichtigung des Rahmenthemas des intradisziplinären Verhältnisses der musikwissenschaftlichen Teildisziplinen möchte ich den Problemkomplex der Transdisziplinarität hier aber gleichermaßen wie die Zusammenarbeit zwischen Musikwissenschaften und Nicht-Musikwissenschaften ausklammern.

Ich möchte in Folge und in der gebotenen Kürze für vier Thesen argumentieren:

These 1: Multidisziplinarität ist besser als ihr Ruf.

These 2: Postdisziplinarität ist bestenfalls ein reizvolles Leitideal, aber kein realistisches Programm zur Organisation musikwissenschaftlicher Forschung.

These 3: Es gibt Formen von Interdisziplinarität,<sup>16</sup> die sinnvoll und erstrebenswert sind, aber keinesfalls leicht zu praktizieren sind.

These 4: Es gibt Formen von Interdisziplinarität, die aus wissenschaftsintrinsischer Sicht unsinnig und keineswegs erstrebenswert sind, allerdings sehr häufig praktiziert werden und eventuell aufgrund äußerer Rahmenbedingungen unumgänglich sind.

---

<sup>13</sup> Siehe dazu unten, These 4.

<sup>14</sup> Für eine entsprechende Definition von »Postdisziplinarität« vgl. Andrea Maihofer, »Inter-, Trans- und Postdisziplinarität: Ein Plädoyer wider die Ernüchterung«, in: *Quer denken – Strukturen verändern: Gender Studies zwischen Disziplinen*, hrsg. von Heike Kahlert u. a. (*Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung* 12), Wiesbaden 2005, S. 200–201. Für einen dezidierten Ruf nach musikwissenschaftlicher Postdisziplinarität vgl. beispielsweise Korsyn, *Decentering Music*, S. 39–40. Beiträge, die in einem postdisziplinären Geist argumentieren, wenngleich sie dieses Label nicht dezidiert verwenden, sind beispielsweise: Stephen Blum, »On the Disciplines and Arts of Music«, in: *The World of Music* 29/1 (1987), S. 19–32; Cook, »We are All (Ethno)musicologists Now«; Miguel A. García, »Not Every Classification is Superior to Chaos«, in: *El oído pensante* 2/2 (2014), S. 1–3. Ich selbst habe in der Vergangenheit für eine postdisziplinäre Musikforschung argumentiert (vgl. Sharif, »Gemeinsam-Werden statt Gemeinschaft-Sein«, S. 55–56), würde diese Position in dieser Form heute aber nicht mehr vertreten. Dies sollte aus den nachfolgenden Ausführungen deutlich werden.

<sup>15</sup> Vgl. etwa Gertrude Hirsch-Hadorn u. a., »The Emergence of Transdisciplinarity as a Form of Research«, in: *Handbook of Transdisciplinary Research*, hrsg. von Gertrude Hirsch-Hadorn u. a., Dordrecht 2008, S. 19–39. Die stärkste transdisziplinäre Bewegung innerhalb der Musikwissenschaften stellt nach diesem Begriffsverständnis aktuell die sogenannte Applied Ethnomusicology dar. Für eine aktuelle Übersicht über diesen Forschungszweig vgl. *The Oxford Handbook of Applied Ethnomusicology*, hrsg. von Svanibor Pettan und Jeff Todd Titon, Oxford 2015.

<sup>16</sup> In Folge wird – als Konsequenz der obigen Argumentation – auch die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen musikwissenschaftlichen Disziplinen, um die es hier primär geht, als interdisziplinär und nicht etwa intradisziplinär bezeichnet.

### **These 1: Multidisziplinarität ist besser als ihr Ruf.**

Es ist sicherlich eine korrekte Diagnose, wenn behauptet wird, dass eine multidisziplinär organisierte Musikwissenschaft tendenziell eher engfokussierte Forschungsergebnisse produziert und die Synthese der Teilergebnisse zu einem »Big Picture« vernachlässigt wird. Der massive Vorteil einer solchen Multidisziplinarität ist aber die Tiefe und der Detailreichtum der Forschung zu spezifischen Musiken bzw. spezifischen Aspekten von Musik. Niemand kann heute ernsthaft beanspruchen, in allen Bereichen der Musikforschung maßgebliche Expertise zu besitzen. Wie bereits erwähnt, sind Musikwissenschaftler\_innen endliche Wesen, die sich nur eine bestimmte Menge an Theorien, Methoden und Forschungsergebnissen aneignen können. Multidisziplinäre Ausdifferenzierung reduziert hier Komplexität und ermöglicht den intensiven und detailfokussierten Diskurs zwischen Forscher\_innen, die über einen sich in hohem Maße überschneidenden theoretischen, methodischen und inhaltlichen Wissensstand verfügen. Bestimmte grundlegende Fragen müssen nicht bzw. müssen nur selten diskutiert werden, da sie innerhalb der disziplinären Gemeinschaft als gegeben bzw. bis auf weiteres geklärt vorausgesetzt werden. Die wissenschaftliche Debatte kann in solch einem im strengeren Sinne intradisziplinären Kommunikationszusammenhang also auf höherer Ebene ansetzen.<sup>17</sup>

Jedoch wird durch disziplinäre Forschungsorganisation nicht nur ein intensiver, wenngleich auch enger und exklusiver Diskurs ermöglicht, sondern der akademische Alltag gestaltet sich entspannter, wenn man sich nicht permanent für die eigenen Theorien, Methoden und Forschungsfragen rechtfertigen muss. Man sollte hier nicht vergessen, dass Musikwissenschaftler\_innen nicht nur endliche, sondern auch menschliche Wesen sind, denen man eine hinreichende Komfortzone zum Arbeiten zugestehen sollte, damit sie eine würdige wissenschaftliche Existenz führen und interessante Ergebnisse hervorbringen können.

### **These 2: Postdisziplinarität ist bestenfalls ein reizvolles Leitideal, aber kein realistisches Programm zur Organisation musikwissenschaftlicher Forschung.**

Meine Zurückweisung von Postdisziplinarität als realistisches Programm zur Organisation musikwissenschaftlicher Forschung folgt aus meinen Ausführungen zur Multidisziplinarität. Wenn alle obligatorischen Theorien, Methoden und Inhalte aufgelöst sind, die heutzutage Disziplinen mitdefinieren, bleibt nur die Möglichkeit eines Diskurses zwischen Musikforschenden, die als endliche Wesen eine zufällige und mehr oder weniger stark geteilte und unverbindliche Diskussionsbasis haben. Die Konsequenz ist, dass Details faktisch kaum diskutiert werden können, sondern primär das Verständnis von Grundlagen und Prämissen ausgehandelt werden muss. Der Diskurs ist dann breit und inklusiv, bleibt aber notwendiger Weise an der Oberfläche. Wer große, annähernd postdisziplinär aufgestellte Konferenzen in den Gender Studies oder Sound Studies besucht hat, kennt diesen Effekt eventuell.

Ferner werden postdisziplinäre Bemühungen durch die Bildung verdeckter Quasi-Disziplinen in vermeintlich liberalen und egalitären, postdisziplinär organisierten Forschungsfeldern unterlaufen. Bestimmte Forschungsparadigmen sind dann hegemonial und à la mode, ohne jedoch als Disziplin offen erkennbar zu sein, während andere Paradigmen zwar geduldet werden, aber marginalisiert sind. Diese verdeckten Disziplinen haben dann einen ähnlich ausschließenden Effekt wie konventionelle Disziplinen, sind aber sogar schwerer zu kritisieren, da sie ja nicht institutionell erkennbar sind, sondern sich im informellen Rahmen bewegen.

---

<sup>17</sup> Für eine umfassende und empirisch wohlfundierte Verteidigung von Disziplinen als effektive, kreative und dynamische Formen der Forschungsorganisation vgl. Jacobs, *In Defense of Disciplines*, insbesondere S. 13–120.

Alles in allem bietet sich Postdisziplinarität daher nicht als realistisches Programm zur Organisation musikwissenschaftlicher Forschung an. Postdisziplinarität hat jedoch durchaus einen Wert als utopisches Ideal, das uns daran hindern kann, uns allzu wohl in unseren disziplinären Räumen im multidisziplinären Haus der Musikwissenschaften zu fühlen, und das uns antreibt, andere Räume zu besuchen, d.h. in interdisziplinären Austausch zu treten, der die Existenz mehrerer, unterschiedlich ausgerichteter Disziplinen voraussetzt.

**These 3: Es gibt Formen von Interdisziplinarität, die sinnvoll und erstrebenswert sind, aber keinesfalls leicht zu praktizieren sind.**

Georgina Born hat in ihrer Ansprache anlässlich der Verleihung der Dent-Medal an sie im Jahr 2007 drei Modi von Interdisziplinarität beschrieben: 1) integrative Synthese (oder treffender: additive Komplementarität),<sup>18</sup> 2) Subordination/Dienstleistung und 3) agonistisch-antagonistische Interdisziplinarität.<sup>19</sup> Additive Komplementarität könnte als koordinierte Multidisziplinarität bezeichnet werden. Ein Beispiel wäre ein gemeinsames Forschungsprojekt einer Musikhistorikerin und einer Ethnomusikologin, in welchem die Musikhistorikerin die Geschichte eines Opernhauses mittels historischer Methoden erforscht und die Ethnomusikologin den gegenwärtigen Betrieb in demselben Opernhaus ethnografisch erforscht, ohne ihre jeweiligen Arbeitspakete darüber hinaus theoretisch oder methodisch zu koordinieren. Für die beiden Forschungsprozesse und die daraus resultierenden Ergebnisse gelten jeweils die Gütekriterien der Ausgangsdisziplinen. Beide Arbeitspakete könnten dementsprechend auch als eigenständige Forschungsprojekte durchgeführt werden.

Im Fall des Verhältnisses Subordination/Dienstleistung wird ein Forschungsvorhaben durch eine Disziplin dominiert und definiert, allerdings werden Expert\_innen aus anderen Disziplinen bei Bedarf zur Unterstützung und zur Bearbeitung von Teilproblemen herangezogen. Diese Hilfswissenschaften spielen hier eine instrumentelle Rolle. Denkbar wäre beispielsweise das fallweise Heranziehen einer musikalischen Akustikerin zur Untersuchung von Musikinstrumenten im Rahmen eines breiter angelegten ethnomusikologischen Forschungsprojekts.

Antagonistisch-agonistische Interdisziplinarität ist nach Borns Ansicht der interessanteste Modus von Interdisziplinarität: Hier treffen Forscher\_innen mit unterschiedlicher disziplinärer Identität aufeinander, um ein gegebenes musikalisches Phänomen zu untersuchen. Anders als in den vorher genannten Modi beginnen sie aber auch eine kritische Diskussion über die jeweiligen disziplinären Grundlagen, mit dem erhofften Effekt, eine synthetische und interdisziplinäre Perspektive auf Musik zu schaffen, die sich nicht auf die Perspektiven der Ausgangsdisziplinen reduzieren lässt, Musik in neuartiger Weise und ganzheitlicher verstehen lässt und auch zu einer grundsätzlichen und nachhaltigen Revision der ursprünglichen disziplinären Prämissen führen kann.

Ich teile Borns Ansicht, dass es sich beim agonistischen Modus um den spannendsten Modus von Interdisziplinarität handelt. Ohne Frage ist es aber auch der anstrengendste. Er setzt Bescheidenheit hinsichtlich der eigenen disziplinären Erkenntnisansprüche und Begriffsverständnisse voraus und die Bereitschaft, sich auf mühsame, eventuell auch emotionale und hitzige Diskussionen einzulassen. Leider habe ich den Eindruck, dass die Bereitschaft zu einer solchen ergebnisoffenen Auseinandersetzung innerhalb der musikwissenschaftlichen Gemeinschaft nur bedingt gegeben ist. Es wäre zu diskutieren, ob hier nicht in den

---

<sup>18</sup> Die Bezeichnung »additive Komplementarität« scheint treffender zu sein, da Synthese üblicherweise etwas meint, was mehr bzw. etwas anderes ist als die Summe seiner Teile. Borns Erörterungen zu diesem Modus der Interdisziplinarität zeigen jedoch, dass sie die bloße Summation von Forschungsergebnissen unterschiedlicher disziplinärer Herkunft meint.

<sup>19</sup> Vgl. Born, »For a Relational Musicology«, S. 211.

Studienplänen bessere Voraussetzungen für eine solche Auseinandersetzung unter den zukünftigen Generationen von Musikwissenschaftler\_innen geschaffen werden könnten.<sup>20</sup>

**These 4: Es gibt Formen von Interdisziplinarität, die aus wissenschaftsintrinsischer Sicht unsinnig und keineswegs erstrebenswert sind, allerdings sehr häufig praktiziert werden und eventuell aufgrund äußerer Rahmenbedingungen unumgänglich sind.**

Die Geschlechtersoziologin Angelika Wetterer hat hinsichtlich des Diskurses über die Gleichstellung von Männern und Frauen in den westeuropäischen Gesellschaften von einer rhetorischen Modernisierung gesprochen, die sich nicht mit den realen Gesellschaftsverhältnissen deckt: Während sich auf sprachlicher Ebene allseits zur Gleichstellung von Mann und Frau bekannt wird, zeigen sich in den realen Gesellschaftsverhältnissen und im Handeln der sozialen Akteur\_innen handfeste Diskrepanzen zu dieser Gleichstellungsrhetorik.<sup>21</sup> Wetterer paraphrasierend möchte ich diejenige Art von Interdisziplinarität, die ich in dieser vierten These anspreche, als »rhetorische Interdisziplinarität« bezeichnen.

Genauso wie jedes noch so idiosynkratische Forschungsinteresse sofort zum dringlichen Forschungsdesiderat einer ganzen Disziplin erklärt werden muss, um es am akademischen Markt als legitim erscheinen zu lassen, so sind selbstverständlich alle unsere individuellen Forschungsvorhaben schon interdisziplinär angelegt, sobald im Exposé ein Artikel aus einer anderen Disziplin in einer Fußnote auftaucht. Nun gehört es fraglos zu guter wissenschaftlicher Praxis relevante Forschungsergebnisse, Theorien und Methoden aus anderen Disziplinen zu berücksichtigen, hier jedoch schon von Interdisziplinarität zu sprechen scheint übertrieben zu sein. Diese rhetorische Interdisziplinarität ist allerdings durchaus verständlich, da Interdisziplinarität beispielsweise von Forschungsfonds und Hochschulpolitiker\_innen ja stetig eingefordert wird, tatsächliche Interdisziplinarität im letztlich uni- bzw. multidisziplinär organisierten Reviewprozess von Förderanträgen aber gleichermaßen kontraproduktiv sein kann, wie bei der vorrangig disziplinär organisierten Besetzung akademischer Stellen.

Konventionelle, häufig durchaus solide, aber weitestgehend unidisziplinäre Forschungsprojekte, die im Gewand exzellenter (eine weitere ubiquitäre Leerformel), interdisziplinärer Forschung daher kommen und sich den vermeintlich dringendsten Forschungsdesideraten widmen, sind Produkte des akademischen Kapitalismus, der den internationalen Hochschulbereich aktuell prägt und dessen Auswirkungen vom Wissenschaftssoziologen Richard Münch treffend und luzide analysiert wurden.<sup>22</sup> Der akademische Kapitalismus ist nach Münch durch eine Umgestaltung des akademischen Sektors als Markt charakterisiert, an welchem sogenannte unternehmerische Universitäten agieren, die mit Hilfe von »New Public Management«-Techniken wie Reporting, Auditing, Benchmarking und Ranking gesteuert werden. Diese unternehmerischen Universitäten konkurrieren um Fördergelder, Star-Forscher\_innen und (Studiengebühren zahlende) Studierende, während sie beständig und zirkulär symbolisches in ökonomisches Kapital umwandeln und ökonomisches wieder in symbolisches. Münchs Analyse zu Folge behindern die neuen Rahmenbedingungen den wissenschaftlichen Fortschritt anstatt ihn zu befördern. Der akademische Kapitalismus fördert die Bildung materieller und intellektueller Oligopole und hat daher eine Homogenisierung

---

<sup>20</sup> Diesen Punkt diskutiere ich ausführlicher in Sharif, »A Dialectical Approach to Music History« revisited«, S. 58–62.

<sup>21</sup> Vgl. beispielsweise Angelika Wetterer, »Strategien rhetorischer Modernisierung: Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen«, in: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 20/3 (2002), S. 129–148; dies., »Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus zeitgenössischem Differenzwissen«, in: *Achsen der Differenz: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, hrsg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (*Forum Frauenforschung* 16), Münster 2003, S. 286–319.

<sup>22</sup> Vgl. Richard Münch, *Akademischer Kapitalismus. Zur Politischen Ökonomie der Hochschulreform*, Berlin 2011.

des akademischen Diskurses zur Folge. Diese Effekte arbeiten gegen die Triebfedern intellektueller Kreativität, wie etwa Ideenpluralismus, freien Diskurs, Experimentierfreudigkeit, Serendipitätsprinzip, verlässliche ökonomische Grundsicherung der Forschenden und der Forschungseinrichtungen sowie intellektuelle Autonomie.

Um an diesen neuen akademischen Märkten bestehen zu können, lässt es sich vermutlich nicht vermeiden, rhetorische Interdisziplinarität zu betreiben, obwohl man eigentlich undisziplinäre Forschung in einem multidisziplinären Umfeld betreiben möchte. Wie ich argumentiert habe, ist diese Art von Forschung vollkommen legitim und essenziell für ein seriöses, tiefgreifendes und detailliertes wissenschaftliches Verständnis der Welt, in der wir leben, und bildet darüber hinaus die notwendige Voraussetzung jeglicher tatsächlicher interdisziplinärer Zusammenarbeit. Trotzdem wäre es wünschenswert, wenn das notwendige Übel der rhetorischen Interdisziplinarität zumindest hin und wieder auch von der tatsächlichen – aber mühsameren – Interdisziplinarität begleitet würde, in den Formen, wie sie von Born beschrieben wurden. Und gleichermaßen wäre zu überlegen, was auf individueller und kollektiver Ebene gegen den akademischen Kapitalismus unternommen werden kann, der solch marktschreierische und im Wesen anti-wissenschaftliche Blüten wie die rhetorische Interdisziplinarität hervorbringt. Aber das ist wieder ein anderes Thema.